

Saubere Schweiz

Wir haben unsern Vorsprung in der Umweltpolitik verspielt. Dafür machen wir Fortschritte beim Exportieren von Dreck.

Text Thomas Schenk

Mit jedem Industriearbeitsplatz, der ins Ausland verschoben wird, bessert die Schweiz ihre Umweltstatistik auf. Dünnt die Swissair ihr Flugnetz und damit ihre Belegschaft aus, straffen ABB oder Ciba im Inland ihre Produktion - stets werden damit bei uns nicht nur Arbeitskräfte eingespart, sondern auch Energie und Schadstoffe. Mit andern Worten: Je mehr Industrieproduktion abwandert, desto besser schneidet unser Land im internationalen ökologischen Vergleich ab.

Je mehr Industrieprodukte die Schweiz importiert, statt sie hier zu fertigen, desto grösser ist der Anteil so genannt grauer Energie, die zur Herstellung im Ausland benötigt wird. Doch diese wird statistisch vernachlässigt, ebenso die ausserhalb der Landesgrenzen ausgestossenen Schadstoffe. Das Gleiche gilt beim Flugverkehr, da wir unsere Meilen ja meist im Ausland abfliegen. So betrachtet, zählt die Schweizer Umwelt zu den Gewinnerinnen der Globalisierung. Wobei der Nutzen beträchtlich ist, wie eine Studie des Bundesamtes für Umwelt, Wald und Landschaft (Buwal) zeigt. Wird die importierte graue Energie dazugerechnet, stösst die Schweiz jährlich 70 Prozent mehr Kohlendioxid aus, als effektiv ausgewiesen ist.

Die Schweiz hat sich gut arrangiert mit der weltweiten Arbeitsteilung. Früher klang das anders. In der Schule war uns eingetrichtert worden, wie ungerecht es doch sei, dass die Schweiz über keine natürlichen Ressourcen verfüge. Heute können wir froh sein darüber. Die Preise für Eisenerz und Kupfer liegen im Keller, vor allem aber ist die Schweiz verschont geblieben von Sulfid, Zyanid und ähnlichen Giften, die im Bergbau zur Rohstoffgewinnung eingesetzt werden und Boden und Gewässer belasten.

Über die Grenze schieben

Die Schweiz soll sauber sein - wer will sich daran aufhalten, dass dafür andere den Dreck haben? «Saubere Gewässer, unberührte Bergwelt, gepflegte Wälder und Landschaft - wir gelten als eines der schönsten Länder der Welt», schrieb der «SonntagsBlick». Das Klischee wird sorgsam gepflegt. Dabei zehren wir von der Vergangenheit, als die Schweiz punkto Umweltschutz noch Vorreiterin war. 1982 zwang das Land mit der Einführung strengerer Abgasnormen die internationale Autoindustrie zu Verbesserungen, eine Verschärfung der Vorschriften machte 1987 den Einbau von Katalysatoren nötig - drei Jahre vor dem Beschluss der EU-Staaten. Das 1990 lancierte Programm «Energie 2000» war eine Pionierleistung, um den Energieverbrauch in Gebäuden zu senken, die 1994 angenommene Alpen-Initiative ebenfalls.

Heute hat die Schweiz ihren Vorsprung verspielt. Bei der Verschärfung von Abgasnormen gibt die EU den Takt an. Im Ausland werden Windkraft und andere alternative Energieträger zum Teil grosszügig gefördert, in der Schweiz findet sich dafür keine Mehrheit mehr. Dafür hat die Autolobby Aufwind, treten die bürgerlichen Parteien geschlossen für eine zweite Gotthardröhre an.

So unterschiedlich die Gründe für den Umschwung sind - er fällt umso leichter, als die wirklich schmutzige Industrieproduktion das Land verlassen hat. Giessereien schliessen, zum Beispiel in Winterthur und Schaffhausen, die Glashütte in Bülach stellt nächstes Jahr den Betrieb ein. Ob letzte Übrigbleibsel wie das Aluminiumwerk in Visp mit Billigstrom und Steuergeschenken zu erhalten sind, wird sich weisen. Allein der Maschinenindustrie sind in den letzten zehn Jahren annähernd 30 000 Arbeitsplätze abhanden gekommen, gleichzeitig entstanden im Bildungs- und Gesundheitswesen 140 000 Stellen. Zwar lässt Thomas Schmidheiny seinen Zement noch hier brennen, doch ist dies weniger auf seine ökologische Redlichkeit als auf die hohen Transportkosten zurückzuführen, die die Einfuhr aus Werken in Osteuropa oder Übersee verhindern. Und auch die Köhlerei im Freilichtmuseum Ballenberg ändert nichts am Bild; die wird bloss als touristische Folklore inszeniert, die giftige Arbeit wird längst in osteuropäischen Wäldern erledigt.

Die Schweiz exportiert nicht nur Klimagase, sondern auch feste Stoffe. Shredderabfälle ausgedienter Autos, hochgiftiger Staub, der in den Filtern der Kehrlichtverbrennungen hängen bleibt, neu auch das in Schlachthöfen anfallende Tiermehl. 10 Prozent der Sonderabfälle entsorgt die Schweiz im Ausland, jährlich rund 100 000 Tonnen. Ein kleines Land könne nicht für sämtliche Problemstoffe die nötige Infrastruktur erstellen, heisst es beim Buwal. Das meiste geht nach Deutschland, wo man unkompliziert ist im Umgang und über gute Anlagen verfügt. Komplizierter ist das Prozedere nur beim Atom Müll. Seit kurzem werden alte Brennstäbe zwar wieder im Ausland behandelt - unter recht abenteuerlichen Bedingungen im britischen Sellafield -, doch kommt das aufbereitete radioaktive Material wieder in die Schweiz zurück.

Trotzdem leidet die Schweizer Umwelt. Denn nicht alle Probleme lassen sich über die Grenze schieben. So reichern Verkehr und Gebäudeheizungen unsere Luft mit Feinstaub und anderen Schadstoffen an, was jährlich zum vorzeitigen Ableben von über 2000 meist älterer Menschen führt. Im Wald werden die Baumkronen lichter, in den Gewässern schwinden die Forellenbestände, vermutlich weil ihre Organe durch Umweltgifte allmählich degenerieren. Schlecht ist es um den Artenschutz bestellt. Über ein Drittel aller 45 000 heimischen Tier- und Pflanzenarten sind selten oder vom Aussterben bedroht, womit die Schweiz im Vergleich der Industriestaaten den Schlussrang einnimmt. Besonders heikel ist es bei den Amphibien, vom Laubfrosch bis zur Kreuzkröte, hier gelten 95 Prozent als gefährdet. Aber nicht nur seltene Tiere oder Pflanzen bereiten den Wissenschaftlern Sorge. «Der grösste Rückgang war bei einst häufigen Arten zu beobachten», sagt Erich Kohli vom Buwal, etwa bei der Margerite, dem Wiesensalbei oder der Feldlerche. Warum? «Weil der Raum durch Landwirtschaft, Verkehr, Siedlungsbau und Freizeitindustrie immer intensiver genutzt wird», erklärt Kohli.

Das Klischee sorgsam gepflegt

Es wird eng in der Schweiz. Widerstand kommt deswegen aber keiner auf. «In der Umweltpolitik ist der Pfupf draussen», konstatiert Christian Pfister, Umwelthistoriker an der Universität Bern. Das Thema rüttle nicht mehr auf, «offenbar haben wir uns an den Zustand der schleichenden Umweltverschlechterung gewöhnt». Eine Änderung erwartet Pfister erst, wenn Naturkatastrophen zunehmen, mit einem zweiten «Lothar»-Sturm, Überschwemmungen oder Erdbeben.

Bis es so weit ist, nehmen wir uns lieber der kleinen Sorgen an. Zum Beispiel der Stadtverschönerung an der Zürcher Seepromenade. Hier lassen sich rascher Erfolge erzielen. Bleibt eigentlich nur noch das Ärgernis Hund. Weder mit Hundeklos noch mit speziellen Abfallkübeln ist den Kothaufen beizukommen. Vielleicht ist die Zeit ja wieder reif für einen politischen Angriff auf die Fäkalien. Bereits 1986 hatte die Interessengemeinschaft Saubere Schweiz eine eidgenössische Volksinitiative «zur Hundekotentfernung auf öffentlichem Grund» lanciert. Damals gelang es den Initianten nicht, genügend Unterschriften aufzutreiben. Möglich, dass die Bereitschaft heute grösser wäre, sich für eine saubere Schweiz einzusetzen.

Thomas Schenk lebt als freier Journalist in Zürich.